
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1901. * № 34.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.)

20. (Nachdruck verboten.)

Der Familienabend bei Hohenbergers war vorüber. Der Hausherr, in dem die Nachwirkung des letzten Auftritts, bei dem ihm Eva gedroht hatte, sie würde das Haus verlassen, noch lebendig war, hatte ein fast demütiges Wesen zur Schau getragen. Er hatte sie alle empfangen und behandelt, als wären sie weiß Gott was für hohe Herrschaften, der gravitätische Schwiegervater, der lieber Bier trank als Sekt, und seine bescheidene Frau, und Karl, der lautstimmige Bursch mit dem langen Schmiß auf der Backe, und die kleine Kathi, die im nächsten September in die Schule kommen sollte, und der schlichte Franz, und Fanny.

Um Fanny hatte er sich besonders bemüht, denn es war ihm vorgekommen, als sei sie ihm heute weniger wohlgesonnen als sonst, trotz der vielen Rosen, die er ihr am Morgen geschickt hatte.

Nun waren sie alle wieder fort, und das Ehepaar saß allein in Frau Evas reizendem Boudoir, das sich im mondscheinähnlichen Licht der elektrischen Birnen ausnahm wie ein Zimmer in einem verwunschenen Märchenschloß. Das heißt, nur Rudi saß auf einem der niedrigen Polsterstühle. Frau Eva ging ruhelos auf dem weichen Teppich hin und her und warf hie und da einen verstohlenen Blick auf den Herrn Gemahl. Wie der gealtert war in den zwölf Monaten! Wie er so jämmerlich zusammengesunken dasaß und die spitzen Kniee fast durch den Stoff der hellen Beinkleider durchstachen, sah er eher einer eingestürzten Windmühle ähnlich, deren Sparrenwerk kläglich aus dem Trümmerhaufen ragt, als einem Manne. Und das war ihr Mann!

Hohenberger, dem das beängstigende Schweigen schwer auf den Nerven lastete, begann endlich mit sehr sanfter Stimme zu reden: „Was fehlt dir denn, Herzerl? Bist denn gar nit z'frieden? Schau doch nur dein Zimmerl an, wie gemütlich es da ist. Und die Smaragdgarnitur, die ich dir heut' g'schenkt hab', freut's dich denn nicht? Deine Mutter war ja ganz weg, wie sie's g'sehn hat. Is eine liebe alte Frau, deine Mutter. Da kann man lang über die Schwiegermütter Witz' machen. Ich hab' die meinige sehr gern."

Er hielt einen Augenblick inne, um Eva Gelegenheit zu geben, nun ihrerseits etwas zu sagen. Die redete aber kein Wort, sondern setzte ihren stummen Spaziergang fort. Da konnte er nicht mehr an sich halten; er ging ihr nach und faßte sie am Arm.

„Kannst mir denn gar nicht verzeihen, Everl?" sagte er bittend. „Es ist ja wahr, ich beleidig' und kränk' dich immerzu mit meiner wahnsinnigen Eifersucht. Aber glaub mir's, Everl, ich quäl' mich selber viel mehr als dich. Und am Ende ist ja die Eifersucht nix anderes wie eine andere Form der Liebe."

„Des beleidigenden Mißtrauens!" antwortete die schöne Frau schneidend.

Hohenberger hob bittend die Hände. „Aber Eva! Waren wir nicht vorige Woche beim Notar? Einen größeren Beweis seines Vertrauens kann doch ein Mann seiner Frau gar nit geben. Ein jeder thät's nicht. Er möcht' sich fürchten ..." Er verschluckte etwas und fuhr dringender fort: „Schau, Eva, mein Herzensweiberl, heut' vor einem Jahr haben wir g'heirat', und du hast mir den ganzen Tag noch kein einziges Bussel 'geben."

Eva maß ihn mit einem langen, sonderbaren Blick von oben bis unten. Dann trat sie rasch auf ihn zu und hielt ihm den blühenden, roten Mund hin.

„Da!"

Es war keine Spur von Zärtlichkeit in der Bewegung und dem Tone. Der Mann war aber nicht verwöhnt genug, um das auch nur zu bemerken. Er schlang seine Arme um ihren Hals und begann sie wie wahnsinnig zu küssen. Endlich bog er den Kopf zurück, aber ohne die Arme von ihrem Halse sinken zu lassen, sah ihr forschend in die Augen und sagte vorwurfsvoll: „Aber du läßt dich ja bloß küssen, Eva. Du küßt mich nicht wieder."

In den schönen Augen Evas blitzte es wild auf. „Dich, meinen Kerkermeister, küssen auch noch? Schaff mir ein anderes Leben, und ich will dich lieben."

Hohenberger trat einen Schritt zurück. Seine Stirn rötete sich im Zorn. „Fängst du schon wieder davon an?" grollte er. „Schau um dich! Was fehlt dir? Wozu brauchst du fremde Leut'?"

„Wenn ich bloß mit meinen Eltern und Geschwistern hätte umgehen wollen, hätt' ich den Franz heiraten können," sagte Eva kalt. „Und sogar der verschafft seiner Frau Verkehr. Freilich nur den mit Leuten seines Standes, mit kleinen Beamten und Geschäftsleuten, aber sie hat doch ihren Kreis. Ein Schelm giebt's besser, als er's hat."

„In den Kreisen kann man seine Frau verkehren lassen," antwortete Hohenberger greinend. „Da unten im Volk giebt's noch Tugend und Ehre und Anstand und Sitte. Aber in unserer verrotteten, moralisch verseuchten Gesellschaftsschicht! — Soll ich zuschauen, wie du in großer Toilette neben irgend einem Windbeutel von Leutnant oder einem Millionärsöhnchen sitzest, und der Kerl, während er dir allerhand Unsinn vorschwatzt, kein Auge von deinem schönen Halse, von deinen herrlichen Schultern wendet? Oder soll ich's mit ansehen, wenn derselbe Kerl dann beim Tanz dich an sich preßt und dir weiß Gott was in die Ohren flüstert?"

Ein spöttisches Auflachen unterbrach ihn. „Hast denn du's nicht früher gerad' so gemacht?"

In den Augen Rudis funkelte es vergnügt

Susanna Krüger †. (S. 268)

auf. Für einen Moment war er wieder ganz und gar der fesche Rudi Hohenberger von ehedem und nicht der Jammermann eines Prachtweibes, als er sagte: „Das waren die Frauen der anderen!“

Eva nickte mit dem Kopfe. „Das ist eben die Moral der anderen auch. — Aber hör einmal, Rudolf, ich will dir einen anderen Vorschlag machen.“

„Was denn, Herzerl? Mit tausend Freuden alles, was du willst. Wenn du mich nur gern hast!“

„Reisen wir.“

Der Mann warf einen kläglichen, bedauernden Blick um sich. „Jetzt, wo wir uns das schöne, gemütliche Nesterl eing'richt't haben? Wo wir drin leben können wie die Täuberln?“

„Für das Täuberlleben bin ich nicht, Rudolf, das weißt du. Ich bin eine Gefangene neben dir, gut. Laß mich wenigstens die Welt sehn, wenn du mich schon vor den Menschen hütest. Und auf der Reise kannst du mich doch noch besser hüten, als hier. Denk an unsere Hochzeitsreise, wie schön das gegangen ist. Kaum wollte sich wo ein Umgang entwickeln — schwapp! reisten wir schon wieder weiter. Wir werden zwar unstet sein, unstet, wie Kain nach dem Brudermord, aber diese Unstetheit ist wenigstens lustiger.“

Hohenberger gab sich noch immer nicht überwunden. „Reisen ist aber so unbequem!“ greinte er. „Und kost't so einen Haufen Geld!“

Evas Züge nahmen einen so bösen Ausdruck an, daß der Mann entsetzt wegsah. „Du weißt,“ sagte sie langsam, jedes Wort betonend, „daß bei dir das Geld manches ersetzen muß. Das Geld, das auf der Bank liegt, ist nichts. Nur das, das rollt, kann etwas gut machen. Wie ich den reichen Rudolf Hohenberger geheiratet hab', war eine stillschweigende Verabredung zwischen uns, daß der Reiche nicht geizig werden darf.“

Er sah sie tückisch an. „So hast du mich meines Vermögens wegen genommen?“ murrte er.

„Einem Weibe kann ein Kind die ganze Welt ersetzen,“ erwiderte Eva, „und die ganze Welt ist ihr gerade ein schwacher Ersatz, wenn sie kein Kind hat. Mir ist so sterbenseinsam in dieser großen, reichen Wohnung. Wir haben kein Kind. Also gieb mir die Welt. Wir reisen.“

„Na, so reisen wir in Gottes Namen!“ seufzte der Mann resigniert. Auf Evas letzte Rede hatte er keine Antwort. Als die junge Frau in ihr Schlafzimmer kam — Hohenberger hatte von Anfang an getrennte Schlafräume eingeführt, um sich Eva nicht des Morgens zeigen zu müssen, bevor die Verjüngungskünste ihr Werk an ihm gethan hatten — riß sie die



Die Einreihung des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen in das 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam. (S. 268)
Nach einer Photographie von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

Fenster auf, daß der tausendäugige Sternenhimmel zu ihr hereinsah, drehte das elektrische Licht ab und setzte sich im Dunkeln mit einer türkischen Zigarette an das offene Fenster. Während sie so rauchte, die Sterne ansah und auf das Wagenrasseln der belebten Ringstraße lauschte, gingen ihr wilde Gedanken durch den Kopf.

Hohenbergers Wort von dem Vertrauen, das er seiner Gattin bewiesen habe, indem er sie zu seiner Universalerbin einsetzte, hatte eine böse Vorstellungsreihe in Eva ausgelöst.

Töten!

Das Wort klang so unheimlich. Wenn man's aussprach, sah man den einen in seinem Blute liegen, mit einer klaffenden Wunde im Haupt oder auf der Brust, über dem Herzen, und glasigen Auges zu dem anderen emporstarren, zu dem Mörder, der über sein Opfer gebeugt stand, Wut und Entsetzen zugleich in den flackernden Augen.

Wenn das nicht wäre, das Blut und die häßliche Scene, wenn man einen Menschen auslöschen könnte, wie man ein Licht auslöscht, sanft und still, ohne Unsauberkeit und Geräusch, das auf die Nerven geht! Die Tiere und die wilden Menschen haben diesen Schauder vor dem Blute und dem Todesschrei nicht. Sie töten darum auch. Ohne Gewissensbisse, mit jauchzender Freude.

Es giebt auch eine reinlichere, stillere Art zu töten. Durch Gift. Aber dann kommen die Aerzte, zerschneiden den Leichnam und spähen in die Gedärme und in den Magen und stellen fest, woran der Mann gestorben ist. Und dann kommen die Juristen und fragen: Wer hatte Gelegenheit, dem Alten das Gift in die Speise zu mischen? Die schöne Eva. — Und wer hatte Vorteil davon? Die schöne Eva. Denn dann bekam sie ja das große Vermögen des Toten und ihre Freiheit dazu und konnte einen jungen, schönen Mann heiraten, den Maler Walter Brunner zum Beispiel. Seit die Aerzte und die Juristen so klug geworden sind, wird viel weniger Gift verabreicht als ehedem.

Wie hieß doch der italienische Fürst oder wer es war? Der trug einen Ring an seinem Finger. Reichte er einem Freunde die Hand, so war's ein Ring wie jeder andere. Gab er sie aber einem, dem er heimlich übelwollte, so drückte er ganz sachte an dem Ring, daß sich eine kleine Spitze an ihm hervorschob, die den, dem er die Hand drückte, ganz wenig ritzte. So wenig, daß er's gar nicht gewahr wurde. Der Mann ging dann vergnügt nach Hause, aß mit den Seinen Abendbrot, und die ihn des anderen Morgens wecken wollten, fanden eine Leiche in seinem Bette. Die Spitze am Ringe war giftig gewesen und hatte ihr Gift in die kleine Wunde geflößt, die das Opfer gar nicht gewahr geworden war.

Wenn man heute noch so töten könnte, so ganz still und heimlich, daß kein Mensch was merkt, daß dem Mörder nichts bewiesen werden könnte, ja, nicht einmal ein Verdacht auf ihn fiele — würdest du den Hohenberger töten?

Eva beantwortete sich diese Frage unbedenklich mit ja.

Wenn sie ihn tötete, wär's doch nur seine Schuld. Weshalb stellte er sich zwischen sie und das blühende Leben? Weshalb betrug er sich so, daß jeder Tag, der seinem Alter hinzugefügt wurde, von ihrer heißen, sehnsüchtigen, daseinsfrohen Jugend gestrichen werden mußte? Wenn sie ihn tötete, war's doch nur Notwehr. Berechtigte Notwehr. Waren ihre jungen Tage nicht wertvoller als seine alten? Und dann — die Tage, die sie ihm nahm, verschlief er

schmerzlos im Grabe, kühle Erde unter sich und über sich, einen prunkvollen Denkstein zu Häupten. Sie aber mußte die Tage, die er ihr nahm, in nagender, quälender Sehnsucht vertrauern! ...

Und dann — freute ihn sein Leben denn? Fluchte er nicht jeden Morgen seinem Dasein, wenn er in den Spiegel sah? Und dann das endlose Mühen, die verwüstenden Spuren des Alters wegzuwischen, und dann die innere Wut, die grimmig verbissene, wenn er bemerken mußte, daß jeder ihm das beschämende Geheimnis am Gesichte ablas, das er so gern verborgen hätte, das Geheimnis, daß er alt war. Dieses Tänzeln auf steifen Beinen, diese ganze mit Mühsal und Schmerzen aufrecht erhaltene Lebenslüge! Ja, einen alten Mann zu töten, der von seinen Kräften auch in das Alter hinübergerettet hat und trotzdem darauf verzichtet, jung scheinen zu wollen, so einen, der sich die grauen Haare nicht schwarz färbt, weil er sich trotz des Schnees auf seinem Haupte seines Lebens zu freuen vermag, den zu töten wäre grausam. Aber Rudi Hohenberger! Dem gab man ja den echten und rechten Gnadenstoß, wenn man den langsamen, qualvollen, schimpflichen Tod, den ihm das Alter anthat, in einen raschen und verhältnismäßig schmerzlosen umwandelte, und ihn nicht noch wer weiß wie lange als Zielscheibe des Spottes herumwanken ließ. Er war ja mit seinen sechzig Jahren so verbraucht, wie ein anderer mit achtzig, und wollte doch den Eindruck eines Vierzigers machen.



Hieronymus Lorm. (S. 268)
Nach einer Photographie von C. Pietzner, Hofphotograph in Brünn.

„Wenn man töten könnte, ohne die klugen Aerzte und die klugen Juristen fürchten zu müssen! Du würdest dich und mich nicht mehr lange quälen, Rudi Hohenberger!" dachte sie bei sich.

Währenddem saß Eva vorgeneigt, den Ellenbogen des linken Armes auf das Knie gestützt, das Kinn in die Hand gelehnt, und sah mit großen, starren Augen zum Sternenhimmel hinauf. Da löste sich eines der lichten Pünktchen von dem tiefblauen Hintergrunde und fiel in schönem, leuchtendem Bogen erdwärts durch die Nacht. ...

„Laß ihn sterben!"

So laut hatte sie es ausgesprochen, daß der Laut der eigenen Stimme sie aus ihrem starren Hinbrüten herausschreckte. Sie erhob sich langsam von ihrem Sitz, warf den erloschenen Rest der Zigarette von sich und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie die Träume wegwischen.

„Mir scheint gar, ich habe der fallenden Sternschnuppe meine Wünsche mitgegeben, wie ein verliebter Backfisch," murmelte sie. „Solcher Unsinn! Aber sowie man an den Tod denkt, an den eigenen oder an den eines anderen, wird aller alte Aberglaube in einem wach."

Sie schloß das Fenster, kleidete sich rasch im Dunkeln selbst aus und ging zu Bette. Als sie eben die Decke über sich herzog, hörte sie draußen die Turmuhr der unweit gelegenen Karlskirche Zwölf schlagen.

Sie schlief sofort ein und träumte verworrenes Zeug. Sie sah Fanny sich über das Bettchen ihres kleinen Christel beugen. Aber wie sie genauer hinsah, war's nicht Fanny, sondern der Tod in Fannys Kleidern, und das Kind im Bettchen war nicht Christian, sondern ein winzig kleines altes Männchen, in dem Eva trotz seiner Zusammengeschrumpftheit doch noch Hohenberger erkannte. Dann folgte eine Reihe von Bildern, die unstet schwankten und ineinander rannen. Walter Brunner ging durch das Chaos, sah Eva mit glänzenden, begeisterten Augen ins Gesicht und sagte: „Gnädige Frau — Sie sind so schön! Wenn ich Sie malen dürfte, durch das Bild würde ich berühmt." Eva wollte antworten, aber ehe sie ein Wort herausbringen konnte, sprang der Maler davon und zerrann in nichts. Offenbar aus Angst vor Hohenberger, der auf einmal wie ein Besessener vor Evas Augen tanzte und sprang und dabei immer schrie, er habe einen Arzt gefunden, der wisse ein Kräutlein gegen den Tod, das wolle er um schweres Geld kaufen und könne dann ewig bei seiner schönen Frau bleiben, die er so ungern allein in der bösen Welt lassen würde. Jetzt könnten sie ewig miteinander leben „wie die Täuberln. Wie die Täuberln!"

Eva stöhnte laut vor Zorn und Wut, und Rudi sprang immer toller und höher und grinste immer spöttischer, bis auch er in einen großen, mißfarbigen Lichtfleck zusammenrann wie vorhin der Maler und an seiner Statt ein wunderlicher Mensch vor Eva stand. Häßlich genug war er mit seinem eckigen, gelbhäutigen Schädel, auf dem die schwarzen Haare wie Borsten emporstanden, mit den faltigen Wangen, dem mächtigen Schnurr- und Knebelbart und den finsteren Augen. Aber klug sah er aus, so klug, daß Eva dachte: „Der könnte dir helfen." Und wie zur Antwort auf diesen unausgesprochenen Gedanken öffnete die Gestalt den Mund, daß man die gelben, schadhaften Zähne sah, und sagte: „Ich helfe dir. Komm nur, komm! Ich wohne —"



Das Zwei Kaiser-Denkmal in Sorau. (S. 268)
Nach einer Photographie von Ernst Köppe in Sorau.

Mit einem Angstschrei fuhr Eva aus ihrem Schlafe auf und starrte in das Dunkel. Feucht und kalt fühlte sie den Schweiß auf ihrer Stirn stehen, und sie fürchtete sich beinahe in der Finsternis. Licht wollte sie haben, damit der Spuk sie verließ.

Das konnte sie leicht haben. Sie hob nur die Hand und rückte an einer der goldenen Blüten, die aus dem schwarzen Holze der reichverzierten Bettstelle herauswuchsen, und in der von der Decke herabschwebenden mattrötlichen Ampel glühte es auf und goß dämmeriges Märchenlicht über den molligen Raum mit seinen zierlichen Möbeln, den weichen Teppichen und Fellen, dem hohen breiten Spiegel, der aussah wie eine senkrechte Wasserfläche.

Eva sah nach dem silbernen Ritter, der auf dem Kaminsims stand und das Zifferblatt einer Uhr im Schilde führte. Was? Zwölf? Sie hatte doch schon lange geschlafen und eine Menge geträumt, und ehe sie einschlief, hatte es schon Zwölf geschlagen von der Karlskirche.

Sie beobachtete die Uhr. Als sie die nächste Viertelstunde zeigte, schlug draußen in der Ferne die



Der Bismarckturm im Sachsenwald. (S. 268)
Nach einer Photographie von Walther Schultz in Hamburg.



Nach dem wendischen Gottesdienst in der Berliner Garnisonkirche.

Glocke dumpf einmal an, einmal und nicht wieder. Die Uhr ging richtig.

Wie war das nun? Um Zwölf hatte sie sich niedergelegt, um Zwölf war sie erwacht und hatte doch inzwischen das alles geträumt . . .?

Eine seltsame Bangigkeit legte sich auf Evas Herz. Sie schüttelte die Anwandlung freilich rasch genug ab.

„Jetzt kriege ich richtig Nerven,“ dachte sie ärgerlich. „Ich will ein bißchen lesen und rauchen.“

Sie hob wieder den schöngeformten Arm und rückte an einer zweiten goldenen Rose. Da glühte die Lampe auf dem Nachttischchen auf, mit schönem, weißem, zum Lesen so recht geeignetem Licht.

Eva nahm ein Buch und eine frische Zigarette aus dem Lädchen und begann zu lesen und zu rauchen.

Als sie sich nach einer Stunde ermüdet wieder zurücklegte, schlief sie bald ein und schlief diesmal tief und fest und traumlos.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Frau **Susanna Krüger**, die Gattin Paul Krügers, des Präsidenten der Transvaalrepublik, der gegenwärtig zu Hilversum in Holland in freiwilliger Verbannung lebt, ist in Pretoria nach kurzem Krankenlager an einer Lungenentzündung verstorben. Seit ihrem sechzehnten Jahre mit Paul Krüger verheiratet, der sie bald nach dem Tode seiner ersten Frau heimgeführt hatte, war sie die Mutter von sechzehn Kindern geworden, von denen noch sieben am Leben sind. Sie selbst erreichte ein Alter von 67 Jahren. — Gleich seinem älteren Bruder, dem deutschen Kronprinzen, ist auch **Prinz Eitel Friedrich von Preußen** an seinem achtzehnten Geburtstage in die Reihen der Armee eingetreten, um seine militärische Ausbildung im praktischen Frontdienst zu vollenden. Sein Eintritt in die Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß erfolgte in Gegenwart des Kaisers und war mit einer militärischen Feier verbunden, zu der auch die kurz zuvor in Berlin eingetroffene außerordentliche Gesandtschaft des Sultans von Marokko geladen worden war. — Seinen achtzigsten Geburtstag feierte am 9. August d. J. der Dichter **Hieronymus Lorm**, dessen bürgerlicher Name Heinrich Landesmann lautet, und der sich sowohl durch seine gedankenreichen, formvollendeten Gedichte als durch seine Arbeiten auf philosophischem und litterarischem Gebiete eine ehrenvolle Stellung unter den deutschen Schriftstellern errungen hat. — In der Villenkolonie Sachsenwald-Hofriede, unweit der Station Aumühle, wurde im Beisein des Fürsten Herbert Bismarck und seiner Gemahlin ein dem Andenken des ersten Reichskanzlers gewidmeter **Bismarckturm** feierlich eingeweiht. Das von Herrn Emil Specht gestiftete Bauwerk ist in seinen unteren Stockwerken zu einem eigenartigen Bismarckmuseum eingerichtet. — Ein **Doppeldenkmal der beiden ersten deutschen Kaiser** ist in dem brandenburgischen Städtchen Sorau errichtet und unter allerlei festlichen Veranstaltungen enthüllt worden. Das Standbild, dessen Schöpfer der Berliner Bildhauer H. Wesing ist, hat seine Entstehung in erster Linie den rastlosen Bemühungen des Sorauer Kriegervereins „Wilhelm“ zu verdanken.

Nach dem wendischen Gottesdienst in der Berliner Garnisonkirche.

(Mit Bild.)

In dem durch seine eigenartigen landschaftlichen Reize weitbekannten Spreewald, dem ungefähr zwölf Meilen von Berlin entfernten Gebiet zwischen Lübben und Kottbus, hat sich mit allen Besonderheiten ihrer



Am Erntefeste in Italien. (S. 270)

Trachten und Sitten noch eine rein wendische Bevölkerung erhalten. Eine erhebliche Anzahl junger weiblicher Wesen dieses Stammes wandert alljährlich in die Reichshauptstadt ein, wo die Spreewälderinnen um ihrer durchweg sehr gesunden und kräftigen Konstitution willen als Ammen und Kindermädchen gesucht sind. Da auch in den Berliner Garderegimentern stets viele junge Männer wendischer Nationalität ihrer Dienstpflicht genügen, hat der Kaiser durch besondere Verfügung genehmigt, daß an gewissen Sonntagen die Garnisonkirche für abendliche Gottesdienste in wendischer Sprache, die von einem Prediger aus dem Spreewald abgehalten werden, zur Verfügung gestellt wird. Bei der malerischen Buntheit der heimatlichen Tracht, in der die wendischen Frauen und Mädchen stets zu diesen Gottesdiensten erscheinen, gewährt nicht nur das Innere der Kirche an solchen Abenden einen höchst eigenartigen Anblick, sondern auch das Straßenleben gewinnt in der Umgebung des Gotteshauses einen pittoresken Charakter, der wohl geeignet ist, die Uneingeweihten in Staunen zu versetzen.

Am Erntefeste in Italien.

(Mit Bild auf Seite 269.)

Unter die zahlreichen Feiertage, die sich das ewig vergnügungslustige italienische Volk zu machen weiß, gehören auch die Tage des Erntefestes, an denen es überall auf der Apenninenhalbinsel ausgelassen fröhlich zugeht. Haben die Burschen bei solcher Gelegenheit stets ihre Mandolinen zur Hand, so klirrt und klingt in den Händen der Mädchen das Tamburin, und namentlich im südlichen Italien darf auch die Tarantella nicht fehlen, jener leidenschaftliche Tanz, ohne den sich dort eine ländliche Schöne ein Festtagsvergnügen überhaupt nicht vorstellen kann. Die junge, kraftvolle Schnitterin in süditalienischer Tracht auf unserem Bilde S. 269, in deren buntem Schärpengürtel noch die eben gebrauchte Sichel hängt, wiegt inmitten des erst teilweise gemähten, wogenden Kornfeldes ihren schlanken Leib schon jetzt singend nach dem feurigen Rhythmus dieses Tanzes, ganz von sehnsüchtiger Erwartung der Freuden erfüllt, die ihr der Nachmittag und der Abend des heutigen Erntefestes bringen soll.

Das Spitzenkleid der Gräfin.

Erzählung von Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Einer der reichsten mexikanischen Kavaliere und Großgrundbesitzer war im Jahre 1827 der Graf Rodrigo de Avellanada, vermählt mit einer anmutigen und schönen Dame. Leider dauerte das Eheglück des jungen Paares nur wenige Monate. Die reizende Gräfin Carmelita erlag einer tückischen Krankheit. Ihr Gemahl war darüber trostlos.

Er ließ ihr ein Leichenbegängnis veranstalten, so kostbar, wie man in der Stadt Mexiko noch keines gesehen hatte, obgleich dort von jeher die Entfaltung von möglichst viel Pracht und Pomp bei solchen traurigen Gelegenheiten bei den Reichen und Vornehmen Sitte war. Man pflegte die Toten, angethan mit den schönsten Gewändern, die sie in ihrem Leben getragen hatten, in die Gruft zu senken. So that auch der Graf. Einst hatte er seiner Gemahlin ein prachtvolles weißes Kleid, zum größten Teil aus den kostbarsten Brüsseler Spitzen bestehend, geschenkt, ein Gewand, das Tausende gekostet hatte. Dies kostbare Kleid wurde als Sterbegewand der einbalsamierten Toten angelegt. Dann fand die Beisetzung der Leiche in dem Gruftgewölbe statt.

Der junge, sonst so heitere Graf war fast schwermütig geworden durch den Verlust seiner geliebten Gemahlin. Längere Zeit hielt er sich auf seinen Gütern auf. Erst im November kehrte er wieder nach der Hauptstadt zurück.

Dort war eine französische Schauspielergesellschaft angekommen und gab im Theater gutbesuchte Vorstellungen. Besonders gefiel die erste Liebhaberin, Fräulein Pauline Duprat.

Der Graf bekümmerte sich anfänglich gar nicht um diesen Kunstgenuß. Endlich ließ er sich aber doch durch seine Freunde bewegen, einmal hinzugehen. Der weite Zuschauerraum war an dem Abend gut besetzt, beinahe voll. Es wurde ein modernes Schauspiel gegeben. Fräulein Duprat spielte darin die weibliche Hauptrolle, eine liebenswürdige junge, verwitwete und wieder heiratslustige Gräfin.

Als sie im ersten Akte auf der Bühne erschien, wurde sie von Beifallsgemurmel begrüßt, so schön sah sie aus in ihrem reizenden Kostüm, einer herrlichen weißen Spitzenrobe. Dann aber wurde bei den vornehmen Damen in den Logen ein Gemurmel höchsten Staunens bemerklich.

„Wie Carmelita de Avellanada!“ flüsterten die Damen. „Wahrlich, es ist die schöne Gräfin, als wenn sie noch lebte! Wie seltsam: sie trägt ein ebensolches Spitzenkleid wie das, welches die tote Gräfin in ihrem Sarge schmückt!“

Das war in der That der Fall, und Graf Rodrigo geriet fast außer sich bei dem Anblick.

In einer Loge saß Don Alvar Martinez de las Rosas, der Polizeidirektor der Hauptstadt, mit seiner Gemahlin. Die letztere hatte durch ihren Operngucker mit schärfstem Interesse die Schauspielerin Duprat und deren Toilette gemustert.

„Es ist mir ganz unverständlich, wie diese Künstlerin ein so teures Kleid besitzen kann,“ sagte sie nachdenklich in der Zwischenpause. „In Mexiko gab es bis jetzt nur ein solches Kleid, und das befindet sich jetzt in einem Sarge.“

„Ah, du meinst wohl das berühmte Kleid der Gräfin Avellanada?“ fragte ihr Gemahl.

„Jawohl.“

„Es sind also wirklich lauter echte Spitzen an Fräulein Duprats Kleid?“

„Ja, kostbare und wundervolle Brüsseler Spitzen, wie ich sie bisher nur am Kleide der schönen Gräfin de Avellanada gesehen habe. Ein solches Prachtkleid kostet gewiß fünftausend Pesos.*)“

„Dann ist es mir allerdings auch rätselhaft, wie diese junge Künstlerin über eine solche kostbare, geradezu prinzessinnenmäßige Garderobe verfügt.“

Dem Polizeidirektor ging dies im Kopfe herum und brachte ihn auf ganz eigene Gedanken.

„Ich will doch einmal mit dem Grafen Avellanada über die Sache sprechen,“ sagte er, sich von seinem Sitze erhebend, und er begab sich ohne Verzug nach der Loge desselben.

„Herr Graf,“ fragte er, „ist Ihnen vielleicht bei dem Anblick der Schauspielerin Duprat etwas Besonderes aufgefallen?“

„Jawohl, Señor,“ versetzte der Angeredete, „ihre frappante Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Gemahlin hat mich in höchstes Erstaunen versetzt und mein Gemüt aufs tiefste ergriffen.“

„Hat nicht auch das Spitzenkleid, welches sie trägt, Ihre besondere Aufmerksamkeit erregt?“

„Ja, freilich.“

„Meine Frau meint, es sei ganz täuschend ähnlich dem kostbaren Spitzenkleide, welches Sie Ihrer Frau Gemahlin mit in den Sarg gegeben haben.“

„So ist's auch. Wenn die Sache nicht unmöglich wäre, so könnte man dies Spitzenkleid der Künstlerin mit demjenigen meiner seligen Gemahlin für durchaus identisch halten.“

„Hm,“ murmelte Alvar Martinez, „so unmöglich wäre die Sache doch vielleicht nicht. Ich muß darüber Genaueres erkunden.“ Und laut sagte er: „Herr Graf, im zweiten Zwischenakt werde ich wieder zu Ihnen kommen. Möglicherweise habe ich Ihnen dann etwas Merkwürdiges mitzuteilen.“

Er ging fort. Etwas verdutzt sah der junge Graf ihm nach. —

Gleich darauf trat der Polizeidirektor wieder in seine eigene Loge, neigte sich ein wenig über die Logenbrüstung und schaute ins Parterre. Dabei räusperte er sich in eigentümlicher, nur dem Eingeweihten verständlicher Weise.

Ein Polizeikommissar, der drunten stand, blickte fragend zu ihm hinauf, und Martinez winkte kaum merklich. Sogleich verschwand der Kommissar unten und erschien eine halbe Minute später oben in der Loge.

„Lopez,“ sagte Don Martinez, „wir müssen in aller Geschwindigkeit eine ziemlich sonderbare Sache erledigen.“

„Ich stehe zu Befehl,“ versetzte der Kommissar.

„Ist Ihre Frau mit Ihnen im Theater?“

„Jawohl, Herr Direktor. Sie sitzt unten in einer Seitenloge des Parterre.“

„Nun, das trifft sich ja gut. Ihre Frau ist gewandt und klug; sie ist uns schon einigemal in heiklen Angelegenheiten von erheblichem Nutzen gewesen.“

„Ja, sie hat so mancherlei Polizeikünste von mir gelernt. Was soll sie thun?“

„Sie soll in die Garderobe der Schauspielerinnen zu gelangen versuchen, während der zweite Akt gespielt wird und Fräulein Duprat sich auf der Bühne befindet.“

„Das wird leicht zu bewerkstelligen sein, besonders wenn ich meine Frau selbst bis zum Eingang führe. Man wird ihr den Einlaß nicht verweigern.“

„Ganz recht. Es werden da jedenfalls in der Garderobe weibliche Bedienstete sein. Hm — ob wohl Fräulein Duprat eine eigene Zofe hat?“

„Ich glaube ja. Es sind aber auch sicherlich Garderobieren da.“

„Solche Damen sind gewöhnlich sehr mundfertig und leicht zum Schwatzen zu bringen.“

„O, wenn es sich darum handelt, das versteht meine Frau vortrefflich!“

„Ihre Gattin wird sich also mit diesen Frauen in ein Gespräch einlassen und zu erforschen versuchen, ob Fräulein Duprat das kostbare Spitzenkleid, welches sie heute abend trägt, aus Frankreich mitgebracht hat, oder ob sie erst hier in den Besitz desselben gelangt ist.“

„Es wird geschehen, Herr Direktor.“

„Aber natürlich möglichst unauffällig. Um es so erscheinen zu lassen, kann Ihre Frau beiläufig sagen, daß es sich um die Entscheidung einer kleinen Wette zwischen zwei Damen handle, welche uneins darüber sind, ob ein solches Kleid hier gemacht werden könne, oder ob es notwendigerweise aus Paris gekommen sein müsse.“

„Meine Frau wird das bestens besorgen.“

Der Kommissar entfernte sich. Nach einer Minute erschien er unten im Parterre, welches er gleich darauf mit seiner Frau, einer hübschen, sehr klug aussehenden Person, verließ.

Der zweite Akt begann. Fräulein Duprat, ganz strahlend in dem kostbaren Spitzenkleid, erschien auf der Bühne und spielte ihre Rolle mit dem größten Erfolg weiter.

Nachdem der Applaus verhallt und der Vorhang gefallen war, trat der Polizeikommissar, dessen Frau auch unterdessen unten wieder ins Parterre geschlüpft war, in die Loge seines Chefs. Die Zwischenaktsmusik fing gerade an.

„Nun, Lopez?“ fragte Don Alvar Martinez leise.

„Ich kann die erwünschte Auskunft erteilen, Herr Direktor. Es war gar nicht schwierig für meine Frau, das zu ermitteln. Thatsache ist zunächst, daß die Duprat von einigen ihrer liebenswürdigen Kolleginnen des Prachtkleides wegen gar sehr beneidet wird. Aus Frankreich hat sie das Kleid nicht mitgebracht, sondern dasselbe hier gekauft, vor etlichen Tagen erst, und zwar zum Preise von fünfhundert Pesos.“

„Wo hat sie den Kauf gemacht?“

*) Ueber zwanzigtausend Mark.

„Bei einer Modistin in der Straße de los Mercaderos, Namens Manuela Garcia."

„Die kenne ich sehr gut," sagte jetzt Doña Martinez. „Ich bin ihre Kundin. Sie ist eine höchst achtbare Geschäftsdame."

„Will's schon glauben, was du sagst, meine Liebe," versetzte Don Martinez. „Dennoch erscheint es auffallend, um nicht zu sagen verdächtig, daß sie ein Spitzenkleid für fünfhundert Pesos verkauft hat, das nach deiner eigenen Meinung fünftausend Pesos wert ist."

„Da hast du recht. Das ist wirklich sehr auffallend."

„Sie muß den hohen Wert der schönen echten Brüsseler Spitzen nicht genau gekannt haben."

„So muß es wohl sein. Wahrscheinlich hat sie das Kleid aus zweiter Hand."

„Oder vielleicht aus dritter, was ich beinahe für wahrscheinlicher halte. Die Sache ist so verdächtig, daß ich sofort weiter nachforschen muß. Meine Liebe, ich verlasse dich sogleich. Genieße die beiden letzten Akte allein und amüsiere dich gut! — Lopez, begeben Sie sich mit drei Polizisten nach den Anlagen beim alten Friedhof. Bei den fünf großen Platanen warten Sie mit Ihren Leuten, bis ich ankomme. Nehmen Sie zwei Laternen mit und ferner auch einen Schraubenzieher, ein kleines Stemmeisen und einen Hammer. Auch Handschellen — für alle Fälle."

„Sehr wohl."

„Einen vierten Polizisten schicken Sie nach der Straße de los Mercaderos, wo er vor dem Hause der Modistin Manuela Garcia auf mich warten soll."

Der Kommissar eilte hinaus, und gleich darauf verließ Don Martinez seine Gemahlin und begab sich nach der Loge des Grafen Rodrigo.

Diesem teilte er leise seinen Verdacht mit, daß eine Beraubung der Leiche der Gräfin stattgefunden habe.

Der junge schwermütige Kavalier wurde dadurch aufs äußerste erregt.

„Großer Gott, sollte solche Ruchlosigkeit wirklich möglich sein?" murmelte er bestürzt.

„Das muß ich befürchten."

„Wer könnte das gethan haben?"

„Das werde ich in der nächsten Stunde ergründen. Ich fahre jetzt sogleich nach dem alten Friedhof hinaus und untersuche Ihr Erbbegräbnis."

„Ich begleite Sie."

„Das ist mir sehr lieb. Zunächst aber müssen wir wohl den Schlüssel zum Grabgewölbe aus Ihrem Palast holen."

„Unnötig! Der Friedhofaufseher hat einen Schlüssel, denn er ist beauftragt, das Grabgewölbe in guter Ordnung zu erhalten und von Zeit zu Zeit den Staub von den Särgen zu entfernen. Dafür wird er von mir bezahlt."

„So, so!" murmelte Don Martinez. „Nun, wir werden auch diesen Mann ins Auge fassen."

Die beiden verließen das Theater. Vor dem Portal winkte der Direktor einen Mietskutscher herbei und sagte ihm einige Worte. Er und der Graf stiegen dann in das Gefährt und fuhren rasch nach der Straße de los Mercaderos.

Nach etwa sechs Minuten hielt die Kutsche vor dem erleuchteten Schaufenster der Modistin. Der junge Graf blieb im Wagen.

Don Alvar Martinez aber stieg aus und trat in den Laden, wo er Señora Manuela Garcia antraf, eine etwa vierzigjährige und sehr muntere Frau.

„Ah, Herr Direktor, was verschafft mir die Ehre?"

„Eine etwas wunderliche Angelegenheit führt mich zu Ihnen, Señora. Fräulein Duprat, die französische Schauspielerin, hat vor etlichen Tagen ein prächtiges Spitzenkleid von Ihnen gekauft?"

„Jawohl."

„Für fünfhundert Pesos?"

„Es stimmt. Sie hat die Summe auch bar bezahlt. Sie war gleich ganz vernarrt in das Kleid, als sie es zufällig bei mir im Laden sah."

„Es ist aber, weil zum großen Teil aus echten, kostbaren Brüsseler Spitzen bestehend oder damit besetzt, über fünftausend Pesos wert. Wie kann das denn angehen?"

„Das habe ich nicht geahnt, daß die allerdings sehr schönen Spitzen einen solchen außerordentlich hohen Wert haben könnten. Das thut mir sehr leid, denn dann habe ich das Kleid viel zu billig weggegeben. Aber immerhin habe ich doch hundert Pesos bei dem Geschäft profitiert."

„Also nur vierhundert Pesos haben Sie dafür bezahlt?"

„Jawohl."

„Wie ist das möglich?"

„Ich habe das Kleid von einer alten Trödlerin und Vermittlerin gekauft, die zuweilen für feine Damen, die in Geldverlegenheit sind, derartige Geschäfte besorgt."

„Wer ist diese Person, und wo wohnt sie?"

„Sie heißt Panchita Navez und wohnt hier nahebei in der Straße de Tacuba Nummer 11."

„Ich danke Ihnen."

Don Martinez begab sich wieder auf die Straße und gebot dem an der Thür harrenden Polizisten: „Setzt Euch zu dem Kutscher auf den Bock. Und jetzt nach der Straße Tacuba Nummer 11."

Der Wagen rasselte fünf Minuten lang vorwärts und hielt dann in einer Seitenstraße vor einem kleinen Hause. Durch zwei dichtverhangene Fenster in demselben schimmerte Lichtschein. Der Polizist sprang vom Bock und wollte dienstfertig die Hausthür öffnen. Dieselbe war aber verschlossen.

Sein Chef stieg aus der Kutsche und gebot: „Klopft an!"

Das geschah. Nach einer kleinen Weile wurde die Hausthür vorsichtig ein wenig geöffnet, und in der Spalte erschien das häßliche Gesicht eines alten Weibes, welches mit heiserer Stimme fragte: „Wer ist da?"

„Der Polizeidirektor Martinez!"

„Ist's möglich? Seine hohe Excellenz in Person?"

„Macht auf!"

Panchita Navez hakte die Sperrkette gänzlich aus. Durch die offene Thür traten der Polizeidirektor und der Polizist ins Haus und ins Wohnzimmer der Alten.

„Ihr wohnt hier so ganz allein, Señora?" fragte Don Martinez.

„Ganz allein," versicherte sie. „Ich bin eine arme Witwe. Mein Mann ist vor vielen Jahren gestorben —"

„Gehängt worden wegen Räuberei droben bei Durango," bemerkte der Polizist. „Zufällig weiß ich darüber Bescheid."

„Verleumdung ist's! Ach, es giebt so viele böse Menschen; die haben das ausgesprengt."

„Nun, lassen wir die alten Geschichten ruhen."

„Eure Excellenz sind sehr gütig und gnädig," fuhr die alte Panchita fort. „Edler Don, ich wünsche Ihnen tausend Jahre zu leben in der allerbesten Gesundheit!"

„Spart Eure Komplimente. Auskunft verlange ich von Euch über eine ernste Sache. Vor kurzem habt Ihr ein schönes Spitzenkleid an die Modistin Manuela Garcia verkauft?"

„Ja, freilich. Dergleichen zu thun ist ja mein Geschäft."

„Von wem habt Ihr das Kleid erhalten?"

„Edler Don, hohe Excellenz, ich bitte, danach nicht zu fragen. Bedenken Sie gnädigst, ich muß verschwiegen sein. Vornehme und feine Damen beehren mich mit ihrem Vertrauen. Zuweilen haben sie heimliche drückende Schulden, die sie ihren Ehemännern oder Vätern nicht gestehen wollen; dann wenden sie sich an mich in solchen Verlegenheiten; ich versetze im Leihhaus oder verkaufe bestmöglichst, je nachdem es gewünscht wird, Schmucksachen und andere Wertgegenstände dieser Damen. Das sind also Geheimnisse, Excellenz."

„Ich habe Grund, zu vermuten, daß Ihr das Spitzenkleid nicht von der rechtmäßigen Eigentümerin erhalten habt."

„Warum sollte das nicht der Fall sein?"

„Weil die Dame längst tot ist. Das Kleid muß der Leiche geraubt sein. Wißt Ihr, Señora, was für eine Strafe auf Beraubung von Leichen steht?"

Panchita Navez begann heftig zu zittern, und ihr Antlitz verzerrte sich krampfhaft.

„Wollt Ihr gestehen?"

„Ich bin so unschuldig wie ein Lamm."

„Dann könnt Ihr's ja offenbaren. Also bekennt!"

„Ich habe das Kleid von einer sehr rechtschaffenen Frau, die es angeblich von einer vornehmen Dame erhalten hatte, weil diese nicht direkt mit mir in Verbindung treten wollte."

„Wie heißt diese rechtschaffene Frau?"

„So muß ich es denn wirklich sagen? Nun denn, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Sie heißt Apollonia Euchares."

„Aha, die Frau des Friedhofaufsehers Diego Euchares?"

„Jawohl."

„Und das kam Euch nicht sogleich im höchsten Grade verdächtig vor?"

„Ich habe mir nichts Böses dabei gedacht."

Don Martinez wandte sich an den Polizisten: „Ihr bleibt hier und bewacht Panchita Navez, seht auch besonders darauf, daß sie nichts von ihrem Trödelkram heimlich beiseite schafft."

Der Polizeidirektor verließ das Haus, rief dem Kutscher ein paar Worte zu und stieg dann wieder zu dem Grafen in den Wagen.

Nach einer kleinen Viertelstunde hielt die Kutsche in den Anlagen nahe bei der Hauptpforte zum alten Friedhof. Bei einer Platanengruppe stiegen die beiden aus. Lopez und drei Polizisten, welche dort gewartet hatten, traten zu ihnen.

Gleich links neben der Pforte des Friedhofs befand sich das Wohnhaus des Aufsehers. Don Martinez und dessen Begleiter traten bei ihm ein.

Sichtlich überrascht durch diesen späten polizeilichen Besuch wurde Diego Euchares, ein sechzigjähriger grauhaariger Mann. Ebenso schien seine etwa zehn Jahre jüngere Frau Apollonia eine gewisse Aengstlichkeit nicht verbergen zu können.

„Señor Euchares," sagte Don Martinez, „wir wollen das Erbbegräbnis der gräflichen Familie Avellanada revidieren. Holt den Schlüssel zum Gruftgewölbe, und dann führt uns dorthin. Nehmt auch Eure Frau mit."

Euchares und dessen Weib mußten wohl oder übel der Weisung gehorchen.

„Zündet die Laternen an!" gebot Don Martinez.

Zwei Polizisten zündeten die Lichter in den mitgebrachten Laternen an. Danach gingen alle nach dem Erbbegräbnis der Familie Avellanada.

Zur eisernen Thür mußte man einige Steinstufen hinabsteigen.

„Schließt auf!" befahl der Polizeidirektor.

Damit kam Diego Euchares aber nicht sogleich zu stande.

„Eure Hände zittern ja so," bemerkte der Kommissar Lopez. „Gebt den Schlüssel her! Ich will selbst aufschließen."

Er that es und öffnete die Thür. Alle traten

dann in das hohe, kühle und etwas dumpfe Grabgewölbe ein. Dort standen viele Särge.

„Welcher ist es?" fragte Don Martinez.

„Der da," versetzte der junge Graf.

„Lopez, haben Sie einen Schraubenzieher und das sonst Nötige mitgebracht?"

„Jawohl, Herr Direktor. Hier der Polizist Perez wird's am besten verstehen, den Sarg zu öffnen. Er ist in seinen jüngeren Jahren Tischler gewesen."

„Sehr gut."

Danach wandte der Polizeidirektor, während Perez die Schrauben des Sargdeckels nach und nach auszog, sich an das leichenblasse Ehepaar Euchares.

„Hört, um was es sich handelt!" sagte er. „Heute abend entzückte im Theater die Schauspielerin Pauline Duprat das Damenpublikum zunächst durch ihr Spiel und dann aber noch mehr durch ihr prächtiges Spitzenkleid, welches seltsamerweise ganz und gar dem kostbaren Sterbekleide der verstorbenen Gräfin Avellanada gleicht. Es ist ermittelt, daß Fräulein Duprat dies Kleid, das über fünftausend Pesos wert ist, für nur fünfhundert Pesos von der Modistin Manuela Garcia gekauft hat. Diese hat es von der Händlerin Panchita Navez für vierhundert Pesos erworben. Die alte Panchita aber hat es erhalten von der Frau Apollonia Euchares, welcher letzteren angeblich das kostbare Kleid zur Besorgung des Verkaufs von einer vornehmen Dame anvertraut worden sein soll. Das aber würde eine Lüge, ein schändliches Verbrechen sein, wenn etwa diese angebliche vornehme Dame identisch ist mit der hier im Sarge ruhenden Gräfin Carmelita de Avellanada. Darüber werden wir ja nun sogleich volle Klarheit erlangen. — Hebt den Sargdeckel!"

Es geschah.

Da lag vor aller Augen im offenen Sarge die Leiche der Gräfin, aber nicht mehr im Schmucke ihres kostbaren Spitzenkleides.

„Elende, ihr seid entlarvt!" rief Don Alvar Martinez.

Die beiden Ruchlosen wurden gefesselt und abgeführt. Am selben Abend fand auch noch die Verhaftung der alten Hehlerin Panchita Navez statt.

— — — — — — — — — —

Die Schauspielerin Pauline Duprat wurde vom größten Entsetzen erfaßt, als sie am anderen Tage erfuhr, daß sie das Spitzenkleid einer Leiche getragen. Daß ihr dieser Umstand schließlich noch zum Glück gereichen sollte, vermochte sie ja nicht zu ahnen.

Sie gab das Spitzenkleid sofort zurück, worauf es wiederum der Leiche der Gräfin Carmelita angelegt wurde, und durfte sich schadlos halten an der Modistin Garcia, welche sich wiederum schadlos hielt an dem Besitz der Händlerin Navez und des Ehepaares Euchares.

Die Kriminaluntersuchung ergab, daß diese letzteren auch noch viele anderweitige Gräberplünderungen vorgenommen hatten. Das habgierige Paar wurde nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft, ebenso die Hehlerin.

Auf den jungen Grafen aber hatte die reizende Schauspielerin tiefen Eindruck gemacht. Er besuchte sie und schenkte ihr einen kostbaren Brillantschmuck. Dann lernte er sie näher kennen, ihren Geist, ihre Heiterkeit, ihre Anmut. Er bot ihr sein Herz und seine Hand an. Mit Freuden sagte sie ja. Auf solche sonderbare Weise wurde sie die Gemahlin des reichen Grafen Rodrigo de Avellanada.

Humoristisches.

Durchschaute Höflichkeit.

Schuhmachermeister: Potztausend, Nachbar, wie der Baron v. Borgfeld vor dir den Hut zieht!

Schneidermeister: Zöge er statt dessen lieber — den Beutel!

Ein Dienstwilliger.

Gehst du mir gleich von dem Baum herunter, du miserabler Bub! — Was hast du da zu thun?

— Es waren a paar Aeppel 'runtergefalle, die wollt' ich wieder druff hänge!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 33:
Die Erfahrung, die man teuer bezahlt, hat erst Gewicht.

Homonym.

Es ist beliebt als zarte Gabe;
Oft schmückt es schöne Frauenhand,
Und oft ist's um geringe Habe
Aus nicht'gem Grunde heiß entbrannt.

Zwar ist's versehn mit starken Schwingen,
Doch fliegt's zur Höhe nie empor;
Auch kann es keine Lieder singen,
Wie seiner Brüder froher Chor.

Vernehmen Menschen eine Weise,
Wie er so zahlreich sie ersann,
So drehen sie sich bald im Kreise,
Als stünden sie im Zauberbann.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Logogriph.

Mit J als schöne Insel liegt's in der Meeresflut,
Mit L im fernen Süden entsteht's durch Feuersglut.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Trennungs-Rätsels in Nr. 33:
Einfall, ein Fall.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.